

Information

Indien

- 4 Morgens um sechs ist die Welt in Ordnung
- 6 Und auf dem Boden schläft die Familie

Nepal

- 8 »Von Gott erzählen und den Armen helfen«
- 10 Die Angst reist mit

Gemeindeporträt

- 13 Den Partnern eng zur Seite

Sambia

- 16 Kirche als Motor des sozialen Wandels

Deutschland

- 18 »Wir arbeiten aus dem Keller heraus«
- 20 Den Menschen die Wurzeln abgeschnitten
- 22 In Glauben und Solidarität verbunden
- 25 Mit Herz, Hand und Verstand
- 26 Ein unmoralisches Angebot
- 27 Experimente in Betrieben und Wohnwagen

Rubriken

- 2 Editorial
- 3 Andacht
- 28 Journal
- 29 Kurznachrichten
- 31 Impressum
- 32 Projekt



Titelbild: Geschwisterpaar aus Nepal: Kinder leiden unter dem Bürgerkrieg (Seite 10), Foto: Jutta Klimmt

Liebe Leserinnen,
liebe Leser,



das war ein intensiver Herbstbeginn! Die »Urban-and-Rural-Mission«-Konferenz, zu der die Gossner Mission Ende September rund 35 Teilnehmer aus aller Welt nach Berlin eingeladen hatte, hielt uns wochenlang ganz schön in Atem. Schließlich musste

nicht nur die Tagung selbst vorbereitet werden, auch gemeinsame Folgeprogramme standen an; zudem wollten die Gäste Gemeinden besuchen, die Hauptstadt erkunden, Pressetermine wahrnehmen ...
Vor allem natürlich unsere Konferenz-Gäste aus Indien, Nepal und Sambia nutzten die Gelegenheit, um Kontakte zu vertiefen und hier in Deutschland auf Probleme in ihrer Heimat aufmerksam zu machen. Unser Dank gilt an dieser Stelle noch einmal all jenen in den Gemeinden, die mit großem Engagement und Gastfreundschaft die Besuche möglich gemacht und so zu einer noch engeren Verbundenheit zu unseren Partnern beigetragen haben. Und wer etwa erleben durfte, wie unsere Gäste in Hamburg, Bochum oder Ostfriesland aufgenommen wurden, wie herzlich sie in Lippe, Hannover oder in den ostwestfälischen Gemeinden begrüßt wurden, der konnte sehen, wie Partnerschaft lebt und wächst.

So waren diese Herbstwochen mit all ihren Gesprächen, Eindrücken und Begegnungen im wahrsten Sinne des Wortes intensive Wochen, die sicherlich in die Zukunft weiter wirken werden: ermutigend und bereichernd für die Gemeinden, für die Gäste und für uns. Nun aber rückt bei vielen von uns erst mal anderes in den Blickpunkt: Der Advent steht vor der Tür.

Und so wünsche ich Ihnen, dass Sie im Vorweihnachtsstress Zeit finden – für sich, für ruhige, besinnliche und für frohe Stunden,

Ihre

Jutta Klimmt und das Team der Gossner Mission

Spenden bis 30.09.2004: 164.958 EUR
Spendenansatz für 2004: 310.000 EUR

Wegen Inventur geöffnet

»Gott hat uns nicht gegeben den Geist der Furcht, sondern der Kraft und der Liebe und der Besonnenheit.« (2. Timotheus 1,7)

Oftmals drücken wir uns die Nase platt an Ladentüren, die während der Geschäftszeit unvermutet geschlossen sind: »Wegen Inventur geschlossen« steht auf einem Schild. Darüber sind wir dann sehr ärgerlich.

Über diesem Wort aus dem Paulusbrief an Timotheus könnte stehen: »Wegen Inventur geöffnet«.

Die ganze Welt soll mitbekommen, wie erfreulich, aber auch wie mickrig, wie verzweifelt und wie verheißungsvoll Christen gelebt haben und leben. Dieses Wort macht deutlich, Gott hat uns seinen Geist gegeben. Das Werk des Geistes besteht darin, dass er Menschen mit Kraft, Liebe und Besonnenheit füllt. Herz und Verstand gehören zusammen.

Leider sagt man ja manchen Christen und ihren Bemühungen nach, es wäre gut gewollt, aber schlecht getan. Genau das soll nicht zum Markenzeichen von Christen werden. Christen müssen sich mit den Fakten auseinandersetzen und Sachzwänge ernst nehmen, wenn sie etwas zu sagen haben. Verwechseln wir Glauben und christliches Engagement nicht mit einem schnell aufflackern und ebenso schnell wieder verlöschenden Strohfeuer. Unsere Handlungen müssen Hand und Fuß haben.

Glaube und Verstand gehören aber auch grundsätzlich zusammen. Gottvertrauen hat

nichts mit Verstand abschalten und dogmatischer Einpaukerei zu tun. Wir können zwar Vertrauen nicht durch Verstand ersetzen; aber wir können auch nicht auf den Verstand verzichten, wenn wir Gottes Wirken und Lieben selbst begreifen und dann aller Welt kundtun wollen. Gott selbst ist es, der unseren Verstand herausfordert und uns zur Nüchternheit aufruft. Diesen Geist der Kraft, der Liebe und Besonnenheit hat uns Gott gegeben. Leben findet im Raum dieses Geistes Erfüllung. Dieser Geist, Gottes Geist, macht menschlich.

Wir leben in einer Zeit, in der oft so wenig vom Geist der Menschlichkeit zu spüren ist. Zu spüren ist dagegen – hart und brutal – der Ungeist der Menschenfeindlichkeit. Wir kennen den Geist der Resignation, der Mutlosigkeit. Wir lassen die Dinge unseres Lebens und auch des Glaubens einfach schleifen.

Dass Gott uns seinen Geist gibt, bedeutet dreierlei für uns:

1. Engagement – Einsatz für das, was wir sind, was wir empfangen haben. Wir tragen seit der Taufe einen guten verpflichtenden Namen. Wir brauchen uns nicht zu schämen, Christen zu sein.

2. Solidarität Gottes mit uns. Ein viel missbrauchtes Wort. Aber hier geht es um Gottes Gnade, die uns geschenkt ist. Unsere Solidarität ist darin zu



bewähren, dass wir anfangen, als Menschen für einander einzustehen, dafür einzustehen, dass wir menschlich miteinander leben und die Güter dieser Erde gerechter verteilen. Solidarität heißt aber auch, dass wir uns mit anderen freuen können und dass diese Freude unser Leben durchdringt.

3. Verantwortung. Die Verantwortung Gottes ist aufweisbar im Angebot des Lebens durch das Evangelium – gute Nachrichten für uns alle. Indem wir miteinander reden, unsern Mund Gott gleichsam zur Verfügung stellen, bringen wir etwas an die Öffentlichkeit, dass auf der Straße so nicht einfach zu finden ist.

»Wegen Inventur geöffnet« – so soll es an unseren Türen und Schaufenstern stehen.

Karl-Heinz Lüpke,
Kirchlicher Dienst in der
Arbeitswelt, Berlin

Morgens um sechs ist die Welt in Ordnung

Frühgottesdienst in Ranchi: 1200 Besucher sind keine Seltenheit

Die Besucher kommen in Scharen, fröhlich und gut gelaunt. Sie drängen zur Kirche oder nehmen davor Platz. Denn sie können ohnehin nicht alle einen Sitz im Innern finden ... Frühgottesdienst in Ranchi. Morgens um sechs.

Kurz nach 5.00 Uhr wache ich auf, gerade bevor der Wecker klingelt. Um sechs beginnt der Jugendgottesdienst in der Christ-Church in Ranchi. Also schnell rasiert, geduscht und fertig gemacht. Eine Tasse Tee und ein paar Kekse müssen reichen. Ursula bekommt noch eine Tasse »Bed Tea«, denn ihre Sonntagschule beginnt erst um neun. Da können wir noch gut nach dem Gottesdienst gemeinsam frühstücken.

Unterwegs mit dem Fahrrad strömen die Besucherinnen und Besucher von allen Seiten, denn dieser Gottesdienst ist viel beliebter als der »Erwachsenen-Gottesdienst«. Als ich in die von außen offene Sakristei komme, sitzt da neben den beiden Gossner Pfarrern der 82-jährige katholische Father Jos de Cuyper in seinem weißen Kassack. Ich begrüße ihn natürlich freudig überrascht, denn ich habe ihn dieses Jahr noch nicht gesehen. Er ist trotz seines hohen Alters einer der aktivsten Ökumeniker in der Konferenz der christlichen Kirchen Ranchis.

Ich finde gerade noch einen Platz unter der Kanzel – buchstäblich darunter, so dass ich den Pfarrer nicht sehen kann trotz aller Verrenkungen. Die Kirche ist vollbesetzt, außen sitzen noch viele Teilnehmer auf den Stühlen.

Weniger als 1200 Besucher sind hier selten zu verzeichnen. Die draußen werden so kräftig »beschallt«, dass wir zu Hause einige hundert Meter entfernt jeden der vier Gottesdienste an den Sonntagen genau mitverfolgen können. Das ist sehr wichtig, weil sich die Anfangszeiten der folgenden fast immer verschieben, wenn Abendmahl mit 600 bis 800 Gästen gefeiert wird. Uns ist das manchmal schon zu viel, aber in Ranchi herrscht eine ziemliche Konkurrenz in der Lautstärke zwischen Moscheen, Hindu- und Sikh-Tempeln, so dass die Stadtverwaltung vermutlich auch nicht einzugreifen wagte, wenn sie es wollte. So werden wir täglich um

halb fünf das erste Mal von dem Muezzin daran erinnert, dass die Inder ein Volk von Früh-Aufstehern sind.

Als im Gottesdienst die drei Pfarrer dann eingezogen sind, wird Father de Cuyper offiziell begrüßt. Er ist mit den Studenten des Abschlussjahrgangs von St. Albert's College gekommen, um einen ganz normalen lutherischen Sonntagsgottesdienst kennenzulernen. Er spricht ein sehr persönliches Grußwort. Dann beginnt der Gottesdienst mit dem ersten Lied, leider immer noch in einem Tempo, das eher in einen Trauergottesdienst als in einen Jugendgottesdienst am Morgen

Der Chor sorgt für den richtigen Ton.





Wenn in Ranchi Gottesdienst gefeiert wird, dann strömen die Besucher in Scharen herbei. Viele müssen dann vor der Tür Platz nehmen.

gepasst hätte. Der Eingangsteil bis zur Predigt verläuft wie in unseren deutschen Kirchen nach der altpreußischen Liturgie, ohne große Erweiterungen und Ausschmückungen. Die Predigt hält der Hauptpastor (Dean) von Ranchi, Reverend C.D. Jojo, einer unserer früheren Studenten. Erstaunlich lebendig und mit Substanz. Die katholischen Gäste bekommen einen guten Eindruck vom Herzstück des evangelischen Gottesdienstes.

Nach der Predigt kommen, wie immer, die Abkündigungen. Sie enthalten hier meist keine Veranstaltungen, denn außer den Gottesdiensten gibt es kaum welche, sondern neben den Kasualien Nachrichten von Gemeindegliedern, die in besonderer Weise Gott danken wollen: für die Errettung aus einer Not oder für gelungene Unternehmungen wie

Examen, Erfolg in Beruf oder Geschäft. Ein »kurzes Gebet« – sicher länger als jedes deutsche gottesdienstliche Gebet – schließt die Abkündigungen ab.

Das folgende Kollektienlied muss bei den vielen Besuchern mehrfach ausgeweitet werden. Dann singt die Gemeinde: »Lobet den Herren, der Deinen Stand sichtbar gesegnet«, und die in den Abkündigungen Erwähnten gehen nach vorne zum Altar. Dort wird noch ein Psalmwort gelesen und jeder einzelne in ein weiteres Dankgebet mit eingeschlossen. Mit der Strophe: »Lob Ehr und Preis sei Gott« schließt dieser Teil. Die nach vorn Gekommenen geben ihre Dankes-Gabe am Altar ab. Dieses Mal drängen sich 40 bis 50 Gemeindeglieder jeglichen Alters im Altarraum. Die jüngsten Kinder werden auf dem Arm getragen. Der älteste ist 90 Jahre

und sehr gebrechlich, er wird von vier Frauen seiner Familie begleitet und unter großen Mühen die Stufen hoch geführt.

Nun erst folgt das große Fürbittengebet mit überkommenem Text, für die Obrigkeit, die Kirche, die verschiedenen Stände, das mit dem Vaterunser abgeschlossen wird. Nach dem Segen grüßen sich Pfarrer und Gemeinde mit zusammengelegten Händen und »Yishu Sahay«. Auf dem Lande und bei besonderen Anlässen folgt dann noch der besondere Händedruck, bei dem alle in einer Reihe aneinander vorbeigehen. Diese Tradition ist eindeutig deutsch und nicht indisch!

Dieter Hecker,
ehemaliger Direktor der
Gossner Mission

Und auf dem Boden schläft die Familie

Ein Besuch im Krankenhaus



Ein indisches Krankenhaus. Da gibt es Patienten, die in ihrer Straßenkleidung untersucht werden; Angehörige, die auf dem Fußboden übernachten; Ärzte, die es sich auf dem Krankentbett bequem machen. Von Privatsphäre keine Spur. Ursula Hecker erzählt von einem Klinikbesuch.

Die Frau unseres Hausmeisters musste mitten in der Nacht ins Krankenhaus gebracht werden – mit einer Fahrradrickscha. Mrs. Mahto war schon längere Zeit schwach und kränklich und hatte vor einigen Wochen schon einmal mit Malaria im Krankenhaus gelegen. Und jetzt hatte ihr Mann befürchtet, die Krankheit sei wieder aufgeflammt. Fieber, Übelkeit, Schwäche, Schwindel, das hatte ihm Angst gemacht.

Mrs. Mahto wurde in das Guru Nanak Krankenhaus aufgenommen, einer Klinik, die von

Sikhs betrieben wird. In Indien gibt es viele private Krankenhäuser, die von religiösen oder anderen Gruppen gegründet und unterhalten werden. Den öffentlichen, staatlichen Krankenhäusern traut man nicht, obwohl die Behandlung dort unentgeltlich ist. Und in den Universitätskliniken bemängelt man die hygienischen Zustände. Deshalb nehmen selbst relativ arme Menschen die Ausgaben für ein Privatkrankenhaus in Kauf.

Die Sikh-Gemeinschaft ist wohlhabend, so macht ihr Kran-

kenhaus einen soliden und ziemlich gepflegten Eindruck. Als ich Mrs. Mahto am nächsten Tag besuche, fällt mir schon am Eingang der Unterschied zu einem deutschen Krankenhaus auf. Viele kleine Essensstände drängen sich am Eingangstor: ein Tisch, auf dem das Essen zubereitet wird, ein kleiner Gaskocher, manchmal nur ein offenes Feuer, Wasser in Eimern und eine Plane als Schutz gegen Sonne und Regen.

Dann die vielen Menschen, die im Hof auf den Mauern oder dem Boden sitzen oder stehen, an ihre Motorräder oder Fahrräder gelehnt und sich lebhaft unterhalten – alles sicher keine Patientinnen und Patienten, sondern Angehörige, Freunde, Arbeitskollegen, Mitstudenten.

Man trifft sich hier, unterhält sich – und ist verfügbar, wenn man gebraucht wird.

In ihrem Zimmer sind vier Frauen und ein Mann untergebracht – auf den ersten Blick sehr verwunderlich, wenn man weiß, wie prüde die Menschen hier sind – und es gleicht einem Bienenschwarm. Mindestens 20 Leute stehen, liegen, sitzen herum. Die Patienten auszumachen, ist gar nicht so einfach, wenn sie nicht gerade eine Infusionsnadel am Arm haben. Denn auch die Angehörigen (bis zu fünf!) haben es sich in den Betten bequem gemacht. Und die Patienten tragen ihre Straßenkleider, da sie auch bei den Untersuchungen bekleidet bleiben. Es ist also doch nicht so verwunderlich, wenn Männer und Frauen gemeinsam in einem Zimmer liegen ...

Nur mit Mühe erkenne ich Mrs. Mahto unter den vielen. Es geht ihr schon besser. Malaria hat sie nicht, aber sie weiß auch nicht, was ihr eigentlich fehlt. Denn indische Ärzte können extrem schweigsam sein. Diese Erfahrung habe auch ich schon gemacht. Sie untersuchen den Patienten und setzen sich dann an den Tisch und schreiben – und reagieren irritiert (bei Ausländern) oder unwillig (bei Indern), wenn man sie fragt, was einem denn fehlt. Trotzdem sind sie kompetent, und die Medizin, die sie verordnen, hilft meistens.

Das Essen für seine Frau muss Mr. Mahto von einem der Essensstände am Eingang besorgen, denn in den indischen Krankenhäusern gibt es in der Regel keine Mahlzeiten, was sicher bei den vielen verschiedenen Speise-

geboten in der indischen Gesellschaft auch schwierig wäre.

Unser Hausmeister stöhnt, es sei viel Arbeit, das Essen und die Medizin für seine Frau herbeizuschaffen. Für ihn ist es ganz selbstverständlich, dass er während des Krankenhausaufenthaltes nicht zur Arbeit geht und der Sohn nicht zur Schule. Beide sind Tag und Nacht in der Klinik und schlafen auf dem Boden neben dem Bett. In Indien wird es nicht nur akzeptiert, sondern sogar erwartet, dass sich ein Teil der Familie ganz dem Bettlägerigen widmet. Auch unsere Studenten und Studentinnen gehen immer zu zweit oder zu dritt zum Arzt, obwohl dadurch nicht nur der Kranke, sondern auch die Begleiter den Unterricht versäumen.

Ich schaue mich im Krankenzimmer um. Auf einem Bett liegt am Fußende der Ehemann einer Patientin und schläft, während sich die Patientin selbst am oberen Ende zusammenkauert, zwei Kinder an ihr herumzupfen und eine ältere Person auf sie einredet. Im Nachbarbett geht es relativ ruhig zu, der Patient liegt apathisch da, und die Angehörigen stehen schweigend um ihn herum.

Fragt man Kranke hier, wie es ihnen geht, bekommt man zur Antwort, man sei schwach, im Kopf drücke es, die Brust sei eng. Selten sagt jemand, dass er traurig ist oder sich Sorgen macht. Man drückt hier seine

Gefühle aus, indem man sein körperliches Befinden beschreibt – auch gegenüber Angehörigen und Freunden.

»Was sind Gefühle?«, fragten mich Studenten einmal ernsthaft in der Seelsorge-Vorlesung. Sie haben nicht gelernt auszudrücken, was sie bewegt. Vielleicht wäre das auch schwierig bei einem Zusammenleben, bei dem man keine Privatsphäre kennt. Vieles wurde und wird über Tabus und geprägte Verhaltensmuster geregelt. Das ändert sich aber zumindest in der städtischen Kultur zusehends. So sind die Studentinnen und Studenten ziemlich hilflos. Sie müssen lernen zu verstehen und nachzuvollziehen, wie sich die Lebensmuster ändern.

So denke ich, als ich das Guru Nanak Krankenhaus verlasse, an einige eiserne Regeln in deut-



Die Schwesternschülerinnen im Krankenhaus St. Barnabas bereiten sich auf einen langen Tag vor.

schen Krankenhäusern, die es in Indien nicht zu geben scheint.

Dies ist mir auch im letzten Jahr aufgefallen, als ein Freund von uns schwer an zerebraler

Malaria erkrankt war, an der er eine Woche später starb. Obwohl er mit allen dazu gehörenden Geräten behandelt wurde – wie auf einer deutschen Intensivstation – lag er in Straßenkleidern auf dem Bett, und stets saßen irgendwelche Leute ebenfalls in Straßenkleidern auf dem Nachbarbett oder den wenigen Stühlen. Nicht nur Verwandte, Nachbarn und Freunde, sondern auch die behandelnden Ärzte.

Und da sich unser Freund im Ruhestand intensiv um eine Adivasi-Weberinitiative gekümmert hatte, kamen ganze Weberfamilien aus den Dörfern mit Kindern und Babys, um ihn zu besuchen. Danach setzten sie sich alle in den Hof des Krankenhauses und warteten. Für die Frau des Patienten war das keineswegs eine Belastung, ganz im Gegenteil. Sie schöpfte aus der (ritualisierten) Anteilnahme Kraft. Zwar wurden kaum persönliche Worte gesprochen, aber ich denke, das Gefühl, in eine Gemeinschaft eingebettet zu sein, war ihr Trost.

Heute versuche ich, das Beobachtete und meine Erfahrung aus der 20-jährigen Arbeit im Krankenhaus zu verbinden, um den Studentinnen und Studenten zumindest Mut zu machen, genau hinzuhören, hinzusehen und sich einzulassen auf die sich verändernden Bedürfnisse und Nöte der Menschen.

Ursula Hecker,
Lehrbeauftragte am
Gossner Theolog. College



»Von Gott erzählen und den Eine ungewöhnliche Grundschule: Kinder lernen

Wer sich entschließt, in die Mission zu gehen, muss von Mitarbeiter selbst, sondern auch für deren Partner und gemeinsam eine Grundschule, deren Träger u.a. die

Die UMN-Grundschule ist in einer stillen Nebenstraße untergebracht. Draußen an der Straßenecke türmen sich Abfallberge. Gemüsereste, verrostete Dosen und leere Plastiktüten stapeln sich im grellen Sonnenlicht. Dazwischen sucht ein verwilderter Hund nach Essbarem. Es staubt und stinkt. Ein paar Schritte weiter schirmt ein hoher Zaun das Schulgelände von all dem Schmutz, von Lärm und neugierigen Blicken ab. Das Gelände hinter dem Zaun ist grün, ruhig und gepflegt. Eine andere Welt.

An diesem Tag haben sich für den Unterrichtsbeginn zwei Besucher angesagt. »From Germany. From the Gossner Mission«, erklärt Lehrerin Mary-Ann ihren Kindern, die still und dis-

zipliniert auf dem Boden sitzen und den Gästen interessiert entgegenblicken.

Ob sie gleich ein paar Fragen haben, regt Mary-Ann freundlich an. »Do you know Ruth?« Diese erste Frage trifft uns ziemlich unvorbereitet. Welche Ruth? Die Lehrerin klärt uns auf: Ruth ist die Tochter eines deutschen UMN-Mitarbeiters, der vor einem Jahr zurück in seine Heimat gereist ist, nach Frankfurt. Leider kennen wir Ruth nicht, denn Germany ist denn doch ein wenig größer, als die kleine Emma aus den USA vermutet hatte ...

An diesem Morgen nun lernen die Mädchen und Jungen einiges über Deutschland und die



Armen helfen«

weit mehr als das Alphabet

heute auf morgen sein Leben umkrepeln. Das gilt nicht nur für die Missions-Kinder. In Nepal besuchen rund 15 Mädchen und Jungen verschiedener Nationen Vereinigte Nepalmission (UMN) ist. Das bedeutet Lernen unter besonderen Bedingungen.

Gossner Mission. Dass Johannes Evangelista Gossner die Armen und Schwachen unterstützte, dass er ein Krankenhaus in Berlin aufbaute, dann die ersten Missionare aussandte ... Alle Kinder hören interessiert und mit großen Augen zu, während Direktor Tobias Treseler von den Anfängen unseres Missionswerkes erzählt.

Und alle können sie einiges an eigenem Wissen beisteuern. Welche Aufgabe ein Missionar hat? »Von Gott erzählen und den Armen helfen.« Das ist hier auch den Kleineren schon vertraut. Und auf der Landkarte finden selbst die Sechsjährigen Indien ebenso schnell wie Neu-seeland.

Kein Wunder, kommen doch die Mädchen und Jungen selbst aus ganz unterschiedlichen Nationen. James stammt aus England, Mary aus Indien, Christines Eltern kommen aus Kanada und Australien, sie selbst wurde in Nepal geboren und später adoptiert. Auch die Koreanerin und der junge Neu-seeländer geben Nepal als ihre Heimat an: Ihre Eltern arbeiten und leben schon seit vielen Jahren hier.

»Wir sind international«, sagt denn auch Mary-Ann nicht ohne Stolz, bevor sie die Kinder zum Morgengebet auffordert. Damit ist die halbstündige Gesprächsrunde mit den Gästen beendet, und der »echte« Unterricht beginnt.

»Schön, dass ihr da wart«, gibt uns Christine noch mit auf den Weg. »Wir freuen uns immer über Besucher, die von fremden Ländern erzählen.«

Auch wir sind froh, dass wir da waren. Denn hier, in dieser Schule, ist das friedliche Miteinander der Nationen, das überall auf der Welt so oft vergeblich gefordert wird, Realität. Von Kindesbeinen an. So lernen nicht nur die Kinder von den Besuchern. Auch viele Besucher könnten hier manches lernen ...

Jutta Klimmt,
Öffentlichkeitsreferentin

Die Angst reist mit

Dr. Rokaya fordert deutsche Hilfe ein – Neue Hoffnung am Horizont?

Er ist Ingenieur, Theologe, Gemeindeleiter. Und Menschenrechtsaktivist. Kali Bahadur Rokaya weiß, wovon er spricht, wenn er Bürgerkrieg und Menschenrechtsverletzungen in seiner Heimat anprangert. Und er bezieht Stellung. Nicht für den König, nicht für die Maos – sondern für den Frieden. »Als Christ fühle ich die Verpflichtung, mich gegen Unrecht aufzulehnen«, sagt Dr. Rokaya. So ist er mit eindeutigen Forderungen auch nach Deutschland gekommen.

Vier Wochen Deutschland – mit Interviews, Presse-Erklärungen, Politiker-Gesprächen. Dann geht ´s zurück nach Kathmandu, wo Familie, Freunde und die Gemeinde auf ihn warten. Und vielleicht auch schon der nepalische Geheimdienst.

Die rote Fahne weht in den Straßen Nepals: Die Maoisten haben noch immer eine große Anhängerschar. Doch jetzt wollen die Menschen vor allem eines: Frieden!



Ob er Angst hat, wird Dr. Rokaya von einer Rundfunk-Reporterin in Berlin gefragt. Kurzes Schweigen. »Die Angst ist immer da«, sagt er dann. »Aber die Angst darf nicht die Oberhand über unser Leben gewinnen. Hier nicht und zu Hause nicht.«

Daheim in Kathmandu, das weiß der 49-Jährige nur allzu genau, steht er auf einer schwarzen Liste der Regierung. Seinen Arbeitsplatz hat er aufgeben müssen, sein Telefon wird überwacht, und er fühlt sich unter Beobachtung – auch während seines Besuchs in Europa.

Und doch nutzt er hier jede Gelegenheit, vehement auf die politische Situation in Nepal aufmerksam zu machen. Auf den Bürgerkrieg, der seit Jahren schwelt und von dem viele Deutsche noch nicht einmal gehört haben. »Es ist ein vergessener Konflikt«, ist sich Dr. Rokaya bewusst. »Aber das darf nicht so bleiben. Auch die deutschen Politiker und die deutschen Kirchen sind gefordert. Auch sie stehen in der Verantwortung. Und sie haben ein Recht auf Einmischung.«

Eine echte Demokratie, so führt der Leiter der christlichen Sagarmatha-Gemeinde in Kath-

mandu aus, hat es in Nepal nie gegeben. Der König, weltweit von den Hindus als Gott verehrt, hatte im Land immer die absolute Macht. Bis 1990 nach vielen Protesten eine konstitutionelle Monarchie im Land eingeführt wurde. Doch die Verfassung war nicht demokratisch legitimiert, und immer wieder kam es zu gewaltsamen Auseinandersetzungen, wenn einzelne gesellschaftliche Gruppen ihre Rechte einfordern wollten. Die Folge: Die Kommunistische Partei (Maoisten) ging 1996 in den Untergrund, begann die bewaffnete Revolution.

»Die Maoisten fanden schnell Unterstützung: vor allem bei den Frauen, die in Nepal ohne Rechte sind; bei den Bauern, die von den Großgrundbesitzern unterdrückt werden; bei den niedrigen Kasten, die in der Hindu-Gesellschaft völlig ausgegrenzt werden.« Nach dem Angriff der Rebellen auf eine Armeekaserne 2001 gab es dann kein Halten mehr. Der König rief den Notstand aus, löste das Parlament auf, setzte selbst Regierungen ein – und herrscht nun mit Hilfe der Armee wieder allein in dem kleinen Staat, der zu den ärmsten Asiens gehört.



Vor allem die Zivilbevölkerung in den Bergen leidet unter den Folgen des Bürgerkriegs. Und wie überall auf der Welt trifft es besonders die Kinder: Ihre Eltern kämpfen ums Überleben; ihre Schulen werden geschlossen, weil Lehrer fliehen oder zwangsrekrutiert werden; ihre medizinische Betreuung wird immer schwieriger, weil auch den Gesundheitsstationen Geld und Personal fehlt.

Mittlerweile allerdings sind weite Teile des Landes in der Hand der Aufständischen, denn auch die Maoisten haben in den letzten Jahren den Bürgerkrieg verschärft.

»12.000 Menschen starben seit 1996 bei bewaffneten Auseinandersetzungen zwischen beiden Seiten, das besagen die offiziellen Zahlen. Wahrscheinlich waren es viel mehr«, befürchtet Dr. Rokaya, der die starre Haltung des Königs scharf kritisiert: »So lange dieser nicht bereit ist, an den Verhandlungstisch zurückzukehren, bewegt sich gar nichts in unserem Land.«

Verschleppt, gefoltert und ermordet

Und er nennt weitere schreckliche Zahlen. 60.000 Vertriebene soll es im Land geben, und 400 Menschen seien allein im vergangenen Jahr spurlos »verschwunden«. Nachts aus dem Bett gerissen, von staatlichen Sicherheitskräften verschleppt, an geheimen Orten festgehalten, brutal gefoltert und ermordet. »Monatelang haben die Familien keine Nachricht, wissen nicht, wie es den Verschleppten geht, ob sie überhaupt noch leben – bis dann irgendwann die

Namen von angeblichen Rebellengruppen veröffentlicht werden, die im Kampf gegen die Armee gestorben seien.«

Nach Angaben von Amnesty International ist Nepal zurzeit das Land mit der höchsten Verschundenenzahl weltweit. »Und die Täter in Armee und Polizei kommen straflos davon«, sagt der 49-Jährige bitter.

Andererseits greifen auch die Maoisten immer wieder zu den Waffen. Sie erpressen Geld und Unterstützung von einfachen Bauern, bedrohen königsnahen Einrichtungen, rekrutieren unter Zwang junge Leute für ihre Truppen und ermorden regierungstreue Bürger und solche, die sie dafür halten. »Es herrscht seit Jahren eine Atmosphäre der Angst und Erstarrung überall im Land.«

Hinausgezögert und zusätzlich angeheizt werde der Bürgerkrieg, weil fremde Staaten – vor allem die USA, Großbritannien und Indien – die Armee des Königs mit Geld und Waffen unterstützen. »Der Monarch hätte längst einlenken und neuen Friedensverhandlungen zustimmen müssen, wenn nicht die Waffenlieferungen seine Macht immer wieder stärken würden«, so lautet die Einschätzung zahlreicher Beobachter. »Die amerikanische Regierung stempelt die maoistischen Rebellen als Terroristen ab, obwohl sie u. a. Neuwahlen, eine demokratisch legitimierte Verfassung und Friedensgespräche fordern«, kritisiert Dr. Rokaya.

Und hier setzen auch die konkreten Vorstellungen an, die der Theologe mit nach Deutschland gebracht hat. Eigentlich aus Anlass der Gossner-Konfe-



Auf Vermittlung der Gossner Mission traf Dr. Rokaya (rechts) in Berlin u.a. mit Bischof Dr. Wolfgang Huber (links) zusammen. Mit auf dem Foto zu sehen: der Direktor der Gossner Mission, Tobias Treseler, Dhananjay Pathak aus Nepal und Asienreferent Bernd Krause (von links).

renz nach Berlin gekommen (siehe dazu Seite 22), bat er die Gossner Mission, Pressetermine sowie Gespräche bei Politikern und Kirchenvertretern zu vereinbaren. Sein Ziel: Aufmerksamkeit wecken, Öffentlichkeit erzielen, seinen Forderungen Nachdruck verleihen.

»Aus Deutschland fließt so viel Entwicklungshilfe nach Nepal, dass die deutsche Politik nicht nur das Recht, sondern die Pflicht hat, sich einzumischen«, betont der Menschenrechtsaktivist. »Wenn die deutsche Regierung, wenn Politiker und Kirchen sich an den König wenden und vehement eine Wiederaufnahme des politischen Dialogs verlangen, und wenn das dann auch andere europäische Länder tun, dann haben wir die Chance, den Friedensprozess in Gang zu bringen«, hofft Dr. Rokaya. Und er bringt es noch einmal deutlich auf den Punkt: »Deutsch-

land muss intervenieren. Gemeinsam mit anderen Staaten muss es internationalen Druck ausüben, damit die Waffenlieferungen enden und der König an den Verhandlungstisch zurückkehrt. Denn die Menschen in unserem Land wollen endlich Frieden!«

Klare Worte vor Presse und Politikern

Diese Forderungen sind es, die der Menschenrechtler nicht müde wird, zu betonen. Bei seinem Gespräch mit dem EKD-Ratsvorsitzenden Bischof Dr. Wolfgang Huber ebenso wie mit Vertretern des Auswärtigen Amtes und verschiedenen Bundestagsabgeordneten, bei Gemeindebesuchen in Lippe und Hamburg, bei Predigten und bei Interviews mit Zeitungen und Rundfunk sowie bei einer Pressekonferenz in Berlin.

Nach vier Wochen in Deutschland tritt Dr. Rokaya die Heimreise an. Nimmt er neue Hoffnungen mit? »Dank der Bemühungen der Gossner Mission habe ich hier sehr viele neue Kontakte aufbauen können – zu einfachen Christen ebenso wie zu einflussreichen Persönlichkeiten. Und sie alle haben mir zugehört, haben sich erschüttert gezeigt und versprochen, die Situation in Nepal nicht aus den Augen zu verlieren. Wenn nun alle an der Sache dranbleiben, jeder an seinem Platz, dann können wir auf lange Sicht gemeinsam etwas bewirken. Daran glaube ich ganz fest.«

Jutta Klimmt

Den Partnern eng zur Seite

Eine ganz besondere Beziehung: Bergkirchen und Sagarmatha – UMN-Jubiläum begangen

Partnerschaften haben in Bergkirchen gute Tradition: die zur Gossner Mission besteht seit 150 Jahren, die zur Sagarmatha-Gemeinde in Kathmandu seit immerhin acht Jahren. Kein Wunder also, dass sich nepalische Gäste ebenso wie deutsche Missions- und Nepalfreunde hier immer wie zu Hause fühlen. In diesem Herbst gab 's außerdem Anlass zum Feiern: Die Vereinigte Nepalmission, der auch die Gossner Mission angehört, blickt auf ihr 50-jähriges Bestehen zurück. Und so luden Kirchengemeinde und Gossner Mission gemeinsam zu Seminar und festlichem Gottesdienst ins Lippische ein.

»Im Jahr 1996 besuchte eine Gruppe unserer Kirchengemeinde erstmals das Königreich im Himalaya«, erzählt Ruth Stahlberg, die seit dieser Zeit zum »Namaste-Kreis« des kleinen Ortes gehört. Begleitet wurden die Bergkirchener damals von Dorothea Friederici und Ursula Hecker von der Gossner Mission, die die Schönheiten des Landes zeigten, aber auch den Besuch verschiedener Hilfsprojekte ins Reiseprogramm aufnahmen. Und natürlich besuchten die deutschen Gäste auch christliche Gemeinden im Land.

Besonders beeindruckt waren sie von der einfachen, natürlichen Frömmigkeit, wie sie sie in der Sagarmatha-Gemeinde erleben durften. Innig, fröhlich, überschwänglich – so feiern die Menschen in Kathmandu ihren wöchentlichen Gottesdienst.

»Zurück in Bergkirchen bemühten wir uns, unsere Eindrücke auch an andere weiterzugeben. Denn eine Partnerschaft kann nur leben, wenn sie

in der Gemeinde verankert ist«, ist sich Ruth Stahlberg sicher. Wichtig war den Bergkirchenern auch, dass diese Partnerschaft langsam wächst und keinem der Partner »übergestülpt« wird.

Und eine zweite Besonderheit prägte die tiefe Verbundenheit zwischen Bergkirchen und Kathmandu: Regelmäßig wurden Briefe, Bilder, E-mails ausgetauscht und nepalische Besucher im Lippischen empfangen – aber keinerlei Spendengelder nach Nepal geschickt. »Darauf haben wir auf Bitten der Nepali verzichtet«, betont Cornelia Wentz, Pfarrerin in Bergkirchen. Dr. Kali Bahadur Rokaya, der Leiter der Sagarmatha-Gemeinde, hatte das ausdrücklich abgelehnt – aus Angst, von den europäischen Gaben abhängig zu werden. »Gerade das hat die Part-



Nepalfreunde aus Bergkirchen und Hamburg-Harburg waren ebenso beim Seminar dabei wie Ausschussvorsitzende Karin Döhne (Mitte) und die ehemalige Gossner-Referentin Dorothea Friederici.

nerschaft besonders eng und tief werden lassen«, ist Pfarrerin Wentz überzeugt. Als dann schließlich vor vier Jahren doch ein Hilfesuch aus Nepal kam – ein größerer Gottesdienstraum ist dringend nötig, da die Zahl der Sagarmatha-Gemeindemitglieder ständig wächst – weckte das schließlich noch stärkeres Engagement: Rund 14 200 Euro haben die Bergkirchener für den Kauf eines Grundstücks in Kathmandu bereits gespendet ...

Resolution kämpft für Menschenrechte

In diesem Jahr nun haben sie ein weiteres Projekt angepackt: eine Resolution zum Thema Menschenrechte in Nepal, die die Namaste-Gruppe ausgearbeitet hat. »Auf der einen Seite verüben Maoisten schwere Menschenrechtsverletzungen (Entführungen, Anschläge, Tötungen und willkürliche Hinrichtungen Gefangener). Andererseits führen die Sicherheitskräfte der Regierung extralegale Hinrichtungen, Folterungen sowie willkürliche Verhaftungen durch und lassen Menschen spurlos verschwinden«, prangert die Resolution die

Zustände in dem Königreich an. »Wir appellieren an die Regierung der Bundesrepublik Deutschland, der Situation in Nepal mehr Aufmerksamkeit zu widmen«, so lautet eine der Forderungen.

Rund 200 Unterschriften haben die Nepal-Freunde in Bergkirchen und in Hamburg-Harburg bislang gesammelt. Diese sollen an Claudia Roth, die Beauftragte der Bundesregierung für Menschenrechte, und an weitere Bundestagsabgeordnete gesandt werden. »Das ist unsere erste Aktion dieser Art. Aber wir haben vor, im kommenden Jahr weitere folgen zu lassen, um die Politiker immer wieder an ihre Verantwortung zu erinnern«,

betont Hella Hildebrandt-Wiemann von der Namaste-Gruppe.

Auch das Kuratorium der Gossner Mission und die Teilnehmer des Nepalseminars, das Ende September in Bergkirchen stattfand, haben sich dieser Aktion angeschlossen. Dr. Rokaya berichtete während des Seminars zudem aus eigenem Erleben von der Bürgerkriegssituation und den Menschenrechtsverletzungen in seiner Heimat (siehe dazu auch Seite 10).

**UMN-Jubiläum:
An die Anfänge erinnert**

Weiteres zentrales Thema des Seminars in Bergkirchen war

Die Menschen in Kathmandu leben seit Jahren in Angst und Schrecken: Willkürliche Gewaltaktionen drohen ihnen von beiden Bürgerkriegsparteien. Die Bergkirchener wollen mit der Resolution ein Zeichen setzen und ihren Partnern helfen.





Zum feierlichen Gottesdienst mit nepalischen Gästen lud Pfarrerin Cornelia Wentz nach Bergkirchen ein: Dr. Rokaya (links) und Dhananjay Pathak (4.von links) fühlten sich sichtlich wohl. Zu den vielen Gottesdienstbesuchern gehörte auch Hans-Jörg Dröge, ehemaliger Kurator der Gossner Mission.

das Jubiläum der Vereinigten Nepalmission (UMN). So erzählte Dorothea Friederici von den schwierigen Anfängen und der Zeit, als sie als einzige Europäerin in einem abgelegenen Dorf lebte: ohne Telefon, ohne Kontakt zur Außenwelt, eine Wochenreise von Kathmandu entfernt.

Auch andere »Nepal-Heimkehrer« trugen aus ihrem reichen Erfahrungsschatz zum vielfältigen Bild der UMN-Geschichte bei: etwa Monika Schutzka, Krankenschwester und in den 70er Jahren erste Gossner-Mitarbeiterin in dem faszinierenden Land, Karin Döhne, heute Vorsitzende unseres Nepal-Ausschusses, die die Tagung in Bergkirchen auch moderierte, Bernd Augustin, Thomas König, Silvia Scholz, Kordula und Richard Kugele, Elske Marie und Albrecht Wolf... Und Heinz Friedrich mit seiner Frau Martha, der bei ei-

nem Dia-Vortrag noch einmal Einblicke in das Gossner-Handwerkerprojekt vom vergangenen Frühjahr gab.

Einen Blick nach vorn warf dann Dhananjay Pathak, ein nepalischer UMN-Mitarbeiter: Er informierte während des Seminars über den aktuellen Veränderungsprozess und die Zukunftspläne der Vereinigten Nepalmission.

Zum Abschluss gemeinsam Gottesdienst gefeiert

»Es war eine bunte, fröhliche Tagung, natürlich auch mit ernstesten, manchmal bewegenden Augenblicken«, so lautete das Fazit der Gossner- und Nepalfreunde, die aus Bielefeld und vom Bodensee, aus Hamburg und gar Finnland angereist waren.

Höhepunkt war dann aber der sonntägliche Gottesdienst in der schmucken Bergkirche-

Aufmerksame Mienen: Zum dreitägigen Nepalseminar fanden sich Teilnehmer vom Bodensee bis Finnland ein.



ner Kirche, mit einer Predigt Rokayas, umrahmt vom Posaunenchor und beschlossen von einem gemeinsam gesungenen nepalischen Lied.

»Wir haben viel gehört und viel gelernt in diesen Seminartagen«, betonte Pfarrerin Cornelia Wentz noch einmal im Gottesdienst. »Und wir sind froh, dass wir mit Hilfe der Gossner Mission eine solch enge Partnerschaft zur Sagarmatha-Gemeinde in Kathmandu aufbauen konnten – trotz der schwierigen politischen Umstände zurzeit. Aber gerade wegen dieser schwierigen Lage sind wir nun gefordert, unseren Partnern besonders eng zur Seite zu stehen.«

Jutta Klimmt

Kirche als Motor des sozialen Wandels

Selbstbewusst die Gestaltung der Gesellschaft im Blick

Die Überschrift zu diesem Artikel ist, frei übersetzt, der Arbeitstitel eines Workshops, der zu Beginn des nächsten Jahres in Lusaka stattfinden soll. Die United Church of Zambia (UCZ) und die Gossner Mission werden gemeinsam dazu einladen. Inzwischen laufen die inhaltlichen Planungen und die Vorbereitungen.

Die Idee für diese Veranstaltung kam von unserem Partner, der UCZ, ebenso wie die Formulierung des Titels. Zunächst ist erstaunlich, wie selbstbewusst unser Partner eine wichtige Rolle bei der Gestaltung der Gesellschaft für die Kirchen in Anspruch nimmt: Motor der Veränderung ... Wer der Kirche diese

Rolle geben will, ist offenbar mutig genug, das Licht von der Liebe und der Gerechtigkeit Gottes unter dem Scheffel rein privater Frömmigkeit hervorzuholen und in den gesellschaftlichen Raum zu stellen.

Als zweites finde ich die Frage nach der Richtung der Veränderung und des beabsichtigten Wandels erstaunlich: Der Workshop in Lusaka hat das Ziel, einen Wandel zur nachhaltigen Armutsbekämpfung zu erzielen.

Die Veranstaltung fällt in eine Zeit, in der in Deutschland ein Wandel in die entgegengesetzte Richtung angesagt ist. Der Gürtel muss enger geschnallt werden. Wir können uns längst nicht mehr alles leisten, was wir uns wünschen und brauchen. Und vor allem das Soziale ist zu teuer. Es ist zwar immer noch die Sache politischer Entscheidungen, aber weite Teile der Regierung und der Gesellschaft glauben, dass wir uns das nicht mehr leisten können. Verzicht ist angesagt, Geiz ist geil und eine Tugend. Der »Luxus« Gerechtigkeit wird am Ende viel zu teuer sein.

Wer es seit den Tagen der Sozialgesetzgebung im vorletzten Jahrhundert vergessen hat, dass gesellschaftliche Stabilität

und Bekämpfung von Armut voneinander abhängen, dass Armut eine ganze Gesellschaft destabilisieren kann – der oder die könnte viel lernen von der gegenwärtigen Entwicklung in zahlreichen afrikanischen Ländern.

Nach unseren sich immer stärker etablierenden Maßstäben wäre Sambia viel zu arm

65 Prozent der Menschen in Sambia sind unter 26.



Die Belange der Kinder und Jugend bekämpfung besonders berücksichtigt



für Armutsbekämpfung. Viele in der Kirche und der Gesellschaft Sambias verstehen es dennoch, das Wichtige wichtig zu nehmen: die Erfüllung der wirtschaftlichen, sozialen, der kulturellen und bürgerlich/politischen Menschenrechte muss einen Preis haben, der für jeden bezahlbar ist.

Zentrale Ziele für die Zukunft formuliert

Seit 1999 hat ein Prozess stattgefunden, in dem die Kirchen in Sambia Ziele formuliert haben, wie der Armut nachhaltig begegnet werden kann. Die wichtigsten dieser Ziele sind:

- Neue Koordination, Abstimmung und Ausbildung von ver-

schiedenen und unterschiedlichen Akteuren mit dem Ziel einer effektiven und sektorübergreifenden Antwort für den Kampf gegen HIV/Aids.

- Schaffung eines angepassten stabilen politischen Rahmens für die Ausbildung unternehmerischer Aktivitäten.
- Einführung und Durchführung einer nationalen »Gender-Politik«.
- Revision des nationalen Jugendplans, der es ermöglichen soll, einen Rahmen zu etablieren, um die Chancen für die Entwicklung von Kindern und Jugendlichen entscheidend zu verbessern.
- Priorisierung von allen Fragen, die behinderte Menschen betreffen.
- Ausbildung von Fähigkeiten und Möglichkeiten, die der Weiterentwicklung des Gemeinwesens dienen.

65 Prozent der Menschen in Sambia sind unter 26. In besonderer Weise haben die Kirchen in der nationalen Diskussion darauf hingewiesen, dass Kinder und Jugendliche für alle Fragen von Armutsbekämpfung von besonderer Bedeutung sind. Viele Armutsbekämpfungsprogramme der Vergangenheit und in anderen Ländern haben das zu wenig berücksichtigt.

Zugang zu Ressourcen und Rohstoffen sichern

Nicht zuletzt sollen Anstrengungen unternommen werden, den Zugang zu wirtschaftlichen Ressourcen und zu Rohstoffen (Wasser etc.) für alle in genügendem Maße zu erreichen.

Mit diesen Zielen sind viele kirchliche Einrichtungen in Sambia an der politischen Diskussion beteiligt.

Die Veranstaltung im nächsten Jahr soll dazu dienen, einzelne Programme und Projekte praktisch anzuwenden. Das gegenseitige Lernen von guten Beispielen aus Sambia oder den Nachbarländern im südlichen Afrika wird dabei den einzelnen Projekten und Programmen zusätzliche Impulse geben.

Udo Thorn,
Sambia-Referent

Den Blick nach vorn: die Kirche gibt Ziele vor.



»Wir arbeiten aus dem Keller heraus«

Kletterturm und Bethlehem-Kurve: Hier erleben Kids Kirche anders

»Der Keller«, so erzählt Jörg Ratzmann, »ist die Keimzelle. Wir arbeiten aus dem Keller heraus.« Der Sozialarbeiter ist seit einigen Jahren für die Jugendarbeit in Hannover-Linden verantwortlich. Aber in der Kirchengemeinde gibt's nicht nur den Keller, sondern auch Kletterturm, Skaterrampe, Beachballplatz. So lernen junge Leute Kirche neu und anders kennen.

Am Samstag war eine Trauung in der Bethlehemkirche Hannover-Linden. Die Braut wollte unbedingt dort getraut werden. »Früher ging ich nachmittags immer in den Keller. Da konnte ich immer hin. Dort traf ich immer Leute«, erzählte sie beim Traugespräch. Und also war auch die Kollekte des Traugottesdienstes für die Jugendarbeit der Gemeinde bestimmt.

Die Jugendlichen in Hannover-Linden haben einen speziellen Ausdruck für ihre Liebe zum Ge-

meindekeller: »Dort treffe ich mich immer.« Und so kommen sie jederzeit gern hierher. Unterstützt und gepflegt wird diese Vorliebe von Jörg Ratzmann, der sich im Keller um »Gleichgewichtigkeit« zwischen Jungen und Mädchen bemüht, zwischen deutschen und ausländischen (vorwiegend türkischen), zwischen konfessionell gebundenen und ungebundenen Jugendlichen. Es gibt nicht nur eine Zielgruppe.

Die Einrichtung des Bethlehem-Keller-Treffs ist Anlaufstel-

le für viele Jugendliche wie auch für Ehemalige, die ein offenes Ohr brauchen, Hilfe suchen und »ehrliche« Meinungen hören wollen, wenn sie etwa nach drei Jahren immer noch keinen Job gefunden haben. Die Arbeit dort ist schnelllebig, situativ und braucht daher eine starke Rückendeckung durch den Kirchenvorstand. Der muss dem Sozialarbeiter vertrauen und auch etwas zutrauen, wenn Konflikte sich abzeichnen.

Das allein wäre vielleicht noch nicht so ganz besonders, gäbe es nicht die Arbeit im Stadtteil, im Quartier. Im Sommer etwa gab es hier das EM-Studio, die »Bethlehemkurve«, wie sie in den Tageszeitungen genannt wurde. Jugendliche bauten zu den Zeiten der Fußball-EM-Spiele eine Großleinwand auf, verkauften Bratwürstchen und Getränke und sorgten für Stimmung. Dabei nahmen sie Geld ein, das nun für die Finanzierung der Freizeiten verwendet wird. Das ist angesichts vieler knapper Familienbudgets durch Reduzierung der Sozialhilfe und durch die Gesundheitsreform wichtig geworden.

»Die »neue« Sozialarbeit muss so etwas im Blick haben«, sagt

Vor allem in der kälteren Jahreszeit zieht 's die Kids in die Werkstatt. Hier können die Jugendlichen viele anstehenden Arbeiten selbst ausführen.



Jörg Ratzmann. Die Kids dürfen Geld »verdienen«, auch etwa, indem sie Kletterpartien im und am Kirchturm betreuen, der zum Kletterturm ausgebaut wurde, und dort Sicherungsarbeiten übernehmen. Dieses macht sie darüber hinaus zu »Fachleuten« in diesem Bereich. Und so denkt der Sozialarbeiter dabei auch an Schlagwörter wie: Verantwortung übernehmen, Freizeit sinnvoll gestalten und anderes.

Schon das Anlegen der Kletterräume war Arbeit von und mit Jugendlichen. Auch eine Skaterrampe in der Nähe haben sie nach langem Kampf bauen dürfen. Zudem wurde ein Beachballplatz angelegt. Beide sind öffentlich zugänglich, bedürfen aber der Pflege. Denn wo viele Leute sind, entsteht auch Dreck ...

Alle profitieren: die Kids, der Stadtteil, die Gemeinde

»Durch solche Unternehmungen engagieren sich Jugendliche in ihrem Stadtteil, auch wenn sie selbst das anders sehen. Sie machen es zunächst für sich.« Die Pflege der Skaterrampe hat aber auch andere als Sauberkeitsaspekte. Jemand hat sie schön bemalt, aber die Jugendlichen vorher nicht gefragt. Jörg Ratzmann sieht in der anschließenden Diskussion – »Entfernen? Übermalen? So bleiben lassen?« – eine weitere Chance und im nötigen Entscheidungsprozess ein Stück Jugendkultur.

Die Mädchen und Jungen profitieren von solcher Jugendarbeit, der Stadtteil auch. Was hat die Kirchengemeinde da-



Besonders beliebt: Auch ein Computerraum gehört zur Ausstattung des Kellers in der Bethlehem-Gemeinde.


von? Eindeutige Antworten gibt es hier wohl nicht, aber verschiedene Aspekte.

Das Lebensumfeld einer Gemeinde verändert und weitet sich, sowohl was die Gemeinde betrifft als auch die Jugendlichen, indem sie Kirchengemeinde und Kirchenraum anders wahrnehmen. So gehen sie nach dem Klettern im Turm oft durch die Kirche in den Keller. Der Kirchenraum macht neugierig und regt zu Vergleichen an. Nebenbei entstehen Gespräche über Moschee und Kirche, über Teilnahme an religiösen Riten. Dass es nebenbei geschieht und geschehen kann, zeigt die Bedeutung der Themen bei den Jugendlichen.

Zum Schluss: Die Personalkosten übernimmt die Stadt Hannover. Das ist ein jährlich sich wiederholender Kampf, der Demonstrationen verlangt, politische Auseinandersetzung,

phantasievolle Aktionen. Er verlangt die Teilnahme an vielen Netzwerken für Jugend- und Kinderarbeit.

In einer solchen Einrichtung und in solch einem Handlungsfeld steht der Sozialarbeiter oft als Einzelkämpfer. Ohne einen intakten Kirchenvorstand und engagierte Mitarbeiter wäre eine solche Arbeit nicht umsetzbar. Denn diese Arbeit braucht einen akzeptierenden und stützenden Hintergrund. Ein langer Kampf.

 Wer nähere Informationen möchte, kann sich an Jörg Ratzmann wenden. E-mail: ratzmann@bethlehemkellertreff.de

Jochen Günther,
Pfarrer im Ruhestand,
Hannover-Linden

Den Menschen die Wurzeln abgeschnitten

Kapstadts »District Six«: Symbol für Vertreibung und Zerstörung während der Apartheid

In Vorbereitung der Berliner Konferenz

»Perspectives of People in Struggle« im September besuchte ich Partner und Freunde in Kapstadt.

In unserer letzten »Information« berichtete ich über das Engagement verschiedener Gruppen und Initiativen dort.

Heute nun will ich mich dem besonders brutalen Eingriff des Apartheid-Regimes in das Leben der Menschen in Kapstadt und seinem schweren Erbe widmen.



Der Weg vom Flughafen in die Stadt führt vorbei an den dicht gedrängten Hütten der »Squatter-Camps«, »wilder« Siedlungen von Migranten, die aus den ehemaligen Home-Lands, in den letzten Jahren zunehmend auch aus Nachbarländern Südafrikas, hierher kommen. Und dann plötzlich, unweit des Hafens und in unmittelbarer Nähe zum Stadt-Zentrum: eine riesige, öde Landschaft, schütteres, halbhohes, wildes Gras, von einigen unbefestigten Wegen durchzogen. Wie verloren am einen oder anderen Rand: eine kleine Kirche, eine kleine Moschee.

»Das ist unser District Six«, erklären meine Begleiter, »ein Kernstück der Apartheid-Politik in Capetown. Hier lebten einmal mehr als 60.000 Menschen, dicht an dicht.« Kapstadt ist Hafenstadt, und mit dem Aufschwung des Hafens seit Ende des 19. Jahrhunderts entwickelte sich auch District Six zum Anziehungspunkt Tausender

Menschen aus vielen Teilen der Welt, die am Kap ihr Glück oder schlicht ihr Auskommen suchten. Was daraus entstand, war eine bunte, vielfältige Mischung von Ethnien, Sprachen, Religionen, Kulturen. Es siedelten überwiegend Arbeiter, Handwerker, kleine Gewerbetreibende. Dazu eine lebendige, unübersichtliche Szene von Künstlern, Musikern, Theaterleuten. Der Weg zum Arbeitsplatz im Hafen, in der Fabrik oder Werkstatt war kurz, ebenso zu den Einkaufsgelegenheiten im Zentrum. Das entlastete die Haushalte von Transportkosten. Und die enge Nachbarschaft zum Zentrum trug zu dessen Lebendigkeit bei.

Sicher sollte man einfältige und romantisierende Beschreibungen des durch Armut und beengte Wohnverhältnisse gekennzeichneten Lebens im District vermeiden. Aber wie Zeugnisse in Literatur, in Liedern, Berichten und Bildern belegen: District Six erzeugte bei seinen Bewohnern ein tiefes

Gefühl für den Ort und für ihre Zugehörigkeit zu einer Gemeinschaft in Vielfalt. Und genau dies rief geradezu zwangsläufig die Reaktion der weißen rassistischen Politik hervor.

Die zynische Spaltung der Stadt

1950 erließ die Apartheid-Regierung ein Gesetz, das die Menschen in Rassengruppen aufteilte. Ein weiteres Gesetz verbot das Zusammenleben von Menschen unterschiedlicher Rassen in einem Wohngebiet. 1966 wurde District Six zu einem rein weißen Wohngebiet erklärt. Danach begann die Massenvertreibung von 60.000 Menschen. Ganz im Süden wurden sie auf die »Cape Flats« zwangsumgesiedelt, auf die staubige Ebene vor Kapstadt – streng nach ethnischen Gruppen getrennt.

Der Vertreibungsprozess dauerte bis Ende der siebziger Jahre. Viele Bewohner wehrten sich heftig. Er endete mit dem



Eine riesige, öde Brachlandschaft, von unbefestigten Wegen durchzogen: Hier war mal ein quirliges, buntes Wohngebiet mit mehr als 60.000 Menschen. Das Apartheid-Regime hat sie vertrieben, ihre Gemeinschaft zerstört. Die Bewohner des District wurden zwangsweise in neue Townships umgesiedelt.

vollständigen Abriss der Häuser, Geschäfte, Krankenhäuser, Schulen. Es entsprach der perfiden Logik der Apartheid, das Viertel komplett abzureißen. Denn auch die Erinnerung daran, dass in Kapstadt Menschen unterschiedlicher Herkunft und Hautfarbe zusammengelebt hatten, sollte verschwinden. Stattdessen wurden in zynischer Weise die nach Rassen getrennten neuen »Townships« nach alten Straßennamen des Districts benannt; die riesige Brachlandschaft aber, die die Bulldozer zurückließen, nannte man »Zonnebloem«. So hatten die ersten burischen Farmer die Region im 19. Jahrhundert getauft.

Kapstadt trägt bis heute schwer an diesem Akt der Zerstörung. Meine Begleiter sagen, »es war, als hätte man den Menschen die Wurzeln abgeschnitten, sie wuchsen jedenfalls nie richtig an in ihren neuen Wohnorten mit miserabler Infrastruktur, Schulen und Kliniken in erbärmlichem Zustand.« Die künstlichen Siedlungen wurden so auch ein Nährboden für Verbrechen.


Obwohl das Apartheid-Regime die Häuser zerstörte und die Menschen vertrieb, konnte es die Geschichten, die Musik und die Menschen, die die Erinnerung wach halten, nicht zerstören. Eine Gruppe von Künstlern, Historikern, Archäologen, ehemaligen Bewohnerinnen und Bewohnern hat in jahrelanger unermüdlicher Arbeit die Zeugnisse des Lebens in der Region gesammelt und im »District Six Museum« zusammengeführt. »District Six« ist das lebendigste und aufregendste Museum Kapstadts!

Heilung und Versöhnung

Mehr als 20 Jahre nach seiner vollständigen Zerstörung ist District Six heute ein Symbol für Vertreibung und mutwillige Zerstörung von Gemeinschaften während der Zeit der Apartheid. Als solches Symbol und aufgrund des Leids und der Verletzungen seiner Bewohner scheint es unvermeidbar, dass alle Pläne zu einer Neuentwicklung der Region in hohem Maße kontrovers sind. District Six ist heute ein umkämpfter Ort.

Ansprüche auf Landrückgabe und/oder Entschädigung stehen in Auseinandersetzung mit wirtschaftsorientierten Planungen. »Eine Entwicklung des District ist unvermeidlich«, sagen meine Begleiter. »Aber es wird darauf ankommen, wie diese Entwicklung gestaltet wird. Die Vorstellung, man könnte District Six wieder herstellen, wäre Unsinn. Aber man kann die Rekonstruktion des District als Modell nutzen, Fehler der Vergangenheit zu korrigieren, und als Methode, eine geteilte Stadt zu versöhnen und zu heilen.«

Dazu wird eine sensible Planung seitens der Politik und Wirtschaft, vor allem aber die Teilnahme der betroffenen Menschen erforderlich sein.

 Das District Six Museum hat eine Homepage: www.districtsix.co.za

Michael Sturm,
Referent für Gesellschaftsbezogene Dienste

In Glauben und Solidarität verbunden

Gemeinsam gegen Ausgrenzung: Internationale Konferenz der Gossner Mission

Sie kamen, um von ihrer Arbeit zu erzählen, um Erfahrungen auszutauschen und sich gegenseitig Mut zu machen: Rund 35 Frauen und Männer aus vier Kontinenten nahmen auf Einladung der Gossner Mission an einer Tagung in Berlin teil. 35 Frauen und Männer, die in ihrer Heimat gegen Unrecht und Ausgrenzung kämpfen; die dort benachteiligten Gruppen Rückhalt, Mut und Selbstbewusstsein vermitteln wollen, damit diese soziale und politische Rechte selbst erstreiten können.

»Das Leiden der Frauen und Mädchen in Indien beginnt schon vor ihrer Geburt«, versucht Vidhya Rani, Frauenbeauftragte der Evangelisch-Lutherischen Kirchen Indiens, das ganze Ausmaß der Unterdrückung in ihrem Heimatland deutlich zu machen.

Moderne Technik hat in Indien zu schrecklichen Praktiken geführt: Manche gutsituierte Paare nutzen die Ultraschall-Methode, um frühzeitig das Geschlecht ihres Kindes zu erfahren – und sich bei Mädchen für eine Abtreibung entscheiden zu können. »Wird aber ein Mädchen geboren, dann gibt es keine Freudenschreie, keine Feier, wie das bei einem Sohn der Fall wäre, sondern es herrscht Enttäuschung, Stille, Trauer«, erzählt Vidhya. Sogar die Krankenschwestern, die der wartenden Familie die Geburt einer Tochter verkünden, fühlen sich benachteiligt: Sie müssen auf das sonst übliche Trinkgeld verzichten ...

Zwei Beispiele nur, die die Haltung der indischen Gesellschaft zur Frau aufzeigen. Und diese Haltung ist in allen Regio-

nen, in allen Schichten des Landes anzutreffen. Besonders stark aber in den niederen Kasten, die auf das Einkommen der Männer angewiesen sind und das Brautgeld für die Mädchen kaum aufbringen können.

»Mädchen werden von Anfang an vernachlässigt und ignoriert und müssen die schweren Arbeiten erledigen, während alle Sorge und alles Geld der Eltern in die Bildung und das Wohlergehen der Söhne gesteckt wird«, betont Vidhya. Das Leiden der Frauen gehe im Erwachsenenalter weiter: Ohne Bildung, ihrer im Gesetz

verankerten Rechte nicht bewusst, fühlten sie sich ganz von Ehemann und Familie abhängig, würden unterdrückt und zu den niedrigsten Tätigkeiten gezwungen.

»Unsere Aufgabe ist es, ihnen ihre Rechte erst mal bewusst zu machen. Denn sie sind in diesen Traditionen aufgewachsen und passen sich meist den alten Sitten vorbehaltlos an«, betont die Frauenbeauftragte, die die emanzipatorischen Anstrengungen der elf evangelisch-lutherischen Kirchen im Land koordinieren muss. Viele Frauen lebten heute noch in der Vorstellung, ihr Ehe-

Auch die Konferenz-Pausen werden zu intensiven Gesprächen genutzt: Vidhya Rani erläutert Gossner-Kurator Uwe Wiemann die Situation in Indien.



mann habe mit der Heirat alle Rechte zugewiesen bekommen; er dürfe über sie bestimmen, sie schlagen, sie ausnutzen.

Die Bewusstseinsbildung fängt mit kleinen Schritten an: In Workshops lernen Frauen, über ihre Gefühle und häuslichen Probleme zu reden. Schon das fällt ihnen nicht leicht: Sie sind es gewohnt, still zu leiden, Angst, Sorge und Schmerz ganz tief im Innern zu vergraben. »Über Gefühle zu reden, widerspricht unserer Kultur. Die stille Resignation der Frauen aber führt in zahlreichen Fällen zu psychischen Problemen, zu Krankheit und manchmal auch zu Selbstmord.«

So sind Fortschritte in den Workshops nur langsam zu beobachten. Haben die Frauen aber gelernt, ihr Inneres vor anderen zu öffnen, so folgen die nächsten Schritte: Die Probleme werden analysiert, Alphabetisierungs- und Weiterbildungskurse angeboten und Aktionsgruppen gegründet.

»Und nach mehreren Jahren«, so erzählt Vidhya, »erwacht in den Frauen dann der Wunsch, dass auch ihre Ehemänner an den Kursen teilnehmen, denn die Probleme – die häuslichen und gesellschaftlichen – können natürlich nur gemeinsam gelöst werden. Und wenn wir dann tatsächlich Frauen und Männer in unsere Arbeit einbinden können, dann sind wir ein ganzes Stück voran gekommen.« Die Frauenbeauftragte macht sich keinerlei Illusionen: »Das dauert seine Zeit«, sagt sie kurz und trocken.

Dabei ist sie sich der Erfolge ihrer Arbeit durchaus bewusst. Dass so viele Frauen aufge-



Bei den Exkursionen lernen die Konferenz-Teilnehmer soziale Brennpunkte in Berlin kennen: hier unter Leitung von Pfarrer i. R. Klaus Duntze (rechts) in Kreuzberg-Kottbusser Tor.

wacht sind, dass selbst Männer über ihr Rollenverhalten nachdenken, das ist auch eine Folge des engagierten Einsatzes vieler Kirchen-Mitarbeiterinnen, die das Problem immer wieder öffentlich thematisieren. »In Deutschland wird man manches gar nicht verstehen. Dort ist die Emanzipation längst Realität. In Indien hinken wir weit hinterher. Die Veränderungen brauchen Zeit – aber sie sind möglich«, glaubt Vidhya Rani.

Die Stellung der Frau in Indien – das ist nur ein Thema von vielen, das auf der »Urban-and-Rural-Mission«-Konferenz in Berlin behandelt wird. Unter

dem Titel »Perspectives of People in Struggle. Experiences and Strategies of Community Organising and Empowerment« erzählen Teilnehmer etwa vom Kampf gegen Kriminalität, Aids und Arbeitslosigkeit in Südafrika, vom harten Leben der Müllwerker in Ägypten, von der Ausbeutung der mexikanischen und puertoricanischen Lohnarbeiter in den USA.

Auch Beispiele der Gemeinwesenarbeit aus Nepal und Indonesien, aus Frankreich und Litauen werden erläutert und diskutiert. Und natürlich bekommen die Teilnehmer Einblicke in gesellschaftliche Entwicklungen in Deutschland.



EKD-Ratspräsident Bischof Dr. Wolfgang Huber (rechts) stattet der Konferenz einen Besuch ab. Neben ihm Direktor Tobias Treseler.



Michael Sturm, Referent für Gesellschaftsbezogene Dienste (links), der die Konferenz organisiert hat, heißt die Teilnehmer willkommen.



Aufmerksame Zuhörer findet Dominik Bara (rechts) bei seinem Beitrag, in dem er die Lage der Adivasi-Bevölkerung in Indien schildert.

Nicht nur eine Darstellung der Hartz IV-Folgen zieht sie in den Bann, auch Exkursionen in Berliner »Problem-Stadtbezirke« stehen an: nach Marzahn und Schöneweide, Wedding und Kreuzberg.

Auch hier gibt es, hautnah, Formen von Community Organising zu sehen. Und die Teilnehmer lassen sich gern informieren: etwa über die »gemischte« Gesellschaft in Kreuzberg-Kottbusser Tor, wo die Kirche täglich Obdachlosenfrühstück anbietet, am 1.Mai Randalierer beschäftigt und im Dritte-Welt-Laden fair gehandelte Produkte an Besserverdienende verkauft. »Wir leben mit allen Menschen hier. Und wir versuchen, denen zu helfen und die zu ermutigen, die sich zurzeit nicht selbst helfen können«, betont Pfarrer Jörg Machel. »Und wir wollen ihnen natürlich auch zeigen, dass sie Kraft und Stärke im Glauben finden können.«

So bringen die Konferenz-Teilnehmer von ihren Exkursionen die Überzeugung mit, dass es auch im reichen Deutschland zahlreiche soziale Probleme gibt und zahlreiche Menschen, die »Empowerment« brauchen.


Dieses Ermutigen, dieses Starkmachen der Schwachen und Ausgegrenzten, kann viele Gesichter haben, darüber sind sich alle Teilnehmer einig. Ebenso wie weltweit zahlreiche Formen von »Community Organising«, von Gemeinwesenarbeit, existieren.

Wichtig ist ihnen zu sehen, dass sie mit ihrem Engagement nicht allein stehen, dass es überall auf der Welt den Kampf gegen Unterdrückung und Aus-

grenzung – und überall auf der Welt auch Hoffnung, Gemeinschaft und Solidarität gibt.

»Diese Konferenz hat das Netzwerk der Community Organiser wesentlich gestärkt. Das lässt uns alle mit neuer Kraft und Zuversicht nach Hause fahren«, betont Gamal Zekrie, der sich in Kairo seit vielen Jahren mit Tausenden Müllwerkern gegen Ausbeutung und Arbeitslosigkeit wehrt.

So nimmt er die Überzeugung mit, dass er auch in Zukunft seinen Weg nicht allein gehen muss, weil viele Menschen weltweit den gleichen Weg gehen: »Auch so kann Kirche aussehen, echte missionarische Kirche: nah bei den Menschen, ganz dicht bei ihren Alltagsorgen und -problemen, ihnen im Glauben und im Überlebenskampf verbunden – und die tätige Liebe Christi jeden Tag aufs Neue unter Beweis stellend.«

 Die Redebeiträge verschiedener Konferenzteilnehmer sowie das gemeinsam erarbeitete Schlusspapier sind auf der Homepage der Gossner Mission einsehbar: www.gossner-mission.de. Zudem ist eine ausführliche Dokumentation in Arbeit.

Jutta Klimmt

Mit Herz, Hand und Verstand

Berliner Elisabeth-Krankenhaus: Von Amgaon erzählt

Das Jahresfest der Elisabeth-Klinik in Berlin gilt als ein Fest der Lebensfreude für Kinder und Erwachsene, für Ausländer und alteingesessene Berliner. In diesem Jahr war die Gossner Mission wieder mit dabei.

Das Elisabeth-Krankenhaus wurde 1837 von Johannes E. Gossner als erstes evangelisches Krankenhaus in Berlin gegründet. Im gleichen Jahr sandte Gossner erstmals Missionare nach Übersee. Nach Gossners Geist und Glauben bilden innere und äußere Mission sowie Wort und Tat eine unauflösliche Einheit.

Zum Jahresfest nun durften sich auf dem Gelände des ehemaligen Garten- und Missionshauses wieder zahlreiche Institutionen am eigenen Stand vorstellen. So berichteten auch Mitarbeiter der Gossner Mission aus der Verkündigungs- und Sozialarbeit unseres Missionswerkes in Nepal, Ost-europa, Sambia und vor allem in Indien.

Schwester Ilse Martin, viele Jahre an den indischen Krankenhäusern Amgaon und Takarma tätig und ausgebildet im

damaligen Elisabeth-Diakonissen- und Krankenhaus zu Berlin, machte einen Rundgang zu allen 32 Informationsständen und war natürlich an unserem eigenen Stand vielgefragte Ansprechpartnerin. Sie berichtete von ihrer schwierigen Arbeit in Indien und von den Jubiläumsfeierlichkeiten im Dschungelkrankenhaus der Gossner Kirche in Amgaon in diesem Frühjahr. Auch hier bilden Zeugnis und Dienst eine Einheit.

Eine Sonderausstellung der Stiftung Kreisau erinnerte an Ulrich von Hassell, Vorsitzender des Kuratoriums des Elisabeth-Krankenhauses 1941 bis

1944, vor allem an seine Mittlerrolle zum Kreisauer Kreis beim Widerstand gegen Hitler. Auch im Gossnerhaus in Berlin-Friedenau trafen sich vor 60 Jahren Mitglieder der Beken-nenden Kirche.

So bleibt zu hoffen, dass das Motto der Elisabeth Klinik »Mit Herz, Hand und Verstand« das Gossnerkrankenhaus und die Gossner Mission sowie die Bewohner von Berlin auch künftig verbinden wird.

Dr. Klaus Roeber, Kurator
der Gossner Mission

Fröhlich und informativ ging's zu beim Jahresfest des Elisabeth-Krankenhauses. Während der Clown die Kleinen unterhielt, suchten die Großen das Gespräch am Gossner-Stand.



Ein unmoralisches Angebot

Hartz IV und die Folgen: Zumutbar soll jede Arbeit sein

Ein paar Schuhe für einen ganzen Wochenlohn, ein einziges Mittagessen für einen halben Tag Arbeit. Und eine ganze Stunde arbeiten, um dem Kind ein Eis zu kaufen oder drei Schulhefte zu besorgen. Das ist kein Reisebericht aus fernen und unterentwickelten Ländern, das ist demnächst die Realität in Bundesdeutschland.

Im Hartz IV-Gesetz sind diese Jobs unter dem Namen »Arbeitsgelegenheiten« vorgesehen. Statt einem Arbeitsentgelt wird eine so genannte »Mehraufwandsentschädigung« gezahlt. Deren Höhe ist im Gesetz zwar nicht festgelegt, Minister Clement empfiehlt in Anlehnung an die Entlohnung von Sozialhilfeempfängern aber ein bis zwei Euro pro Stunde. Empfänger des neuen Arbeitslosengeldes II sollen damit zusätzliches Einkommen erzielen können, das nicht auf das Arbeitslosengeld angerechnet wird.

Betroffen sind jene Arbeitslosen, die Arbeitslosengeld II (West: 345 Euro pro Monat, Ost: 331 Euro) beziehen. Die Möglichkeiten des Sozialhilfrechts werden damit auf Langzeitarbeitslose ausgedehnt. Wer einen Job ausschlägt, dem kann das Arbeitslosengeld gekürzt werden. Junge Arbeitslose unter 25 Jahren müssen mit noch strengeren Sanktionen rechnen, falls sie einen Job ablehnen. Ihnen kann das Arbeitslosengeld komplett gestrichen werden, es bleiben nur noch Mieterstattung und Sachleistungen. Als zumutbar gilt jede legale, nicht sittenwidrige Arbeit.

Die Jobs sollen von kommunalen Beschäftigungsgesell-

schaften und gemeinnützigen Organisationen angeboten werden. Laut Wirtschaftsminister Clement kommen dabei alle Arbeiten in Frage, die der örtlichen Wirtschaft keine zusätzliche Konkurrenz machen. Möglichkeiten gibt es beispielsweise als Helfer in Kindergärten, im Garten- und Landschaftsbau, bei der Stadtreinigung, in der Alten- und Krankenpflege oder als Einkaufshelfer für Ältere.

Unter anderem haben die Arbeiterwohlfahrt, die Caritas und das Diakonische Werk angekündigt, »Ein-Euro-Jobs« schaffen zu wollen. Solche Beschäftigungen sollen nach dem Willen von Wirtschaftsminister Clement auf sechs bis neun Monate begrenzt sein. Die neue Situation enthält eine Botschaft: Arbeitslose sollen auch arbeiten müssen. Wenn sie schon keine Arbeit haben, dann sollen sie wenigstens für wenig Geld etwas tun.

Diejenigen, die einen solchen Job ausüben, müssen zu der Erkenntnis kommen, dass ihre Arbeit im Maßstab der Entlohnung kaum etwas wert ist. Trotzdem sind sie gezwungen, die Arbeit zu tun, um nicht andere Ansprüche (ihr Arbeitslosengeld II) zu verlieren. Von den materiell Benachteiligten wird erwartet, dass

sie gemeinnützige Arbeiten tun, Arbeit, die der Allgemeinheit zugute kommt, zugleich aber nicht als reguläre Arbeit entlohnt wird. Das wertet sowohl die Arbeit ab als auch den, der sie tut.

Ich wage mir nicht vorzustellen, welcher Unfriede dem Einzelnen und der Gesellschaft insgesamt entsteht, wenn Menschen diese paradoxe Situation zugemutet wird.

Kinder sind in Deutschland ein Armutsrisiko. Im Verhältnis zur Gesamtzahl aller ist der Anteil der Kinder, die von der Arbeitslosenhilfe ihrer Eltern leben, ungleich größer. Ihre Situation wird sich also noch einmal überdurchschnittlich verschärfen, materiell und sicher auch durch die aus der Belastung der Eltern entstehenden Folgen.

Kirchliche Einrichtungen sind in der Regel als gemeinnützig anerkannt und könnten, wenn sie es wollen, auch nein sagen zu diesem Angebot, einen Menschen für ein bis zwei Euro pro Stunde zu beschäftigen. Einzelne Kirchengemeinden machen das vor.

Udo Thorn,
Referent für Gesellschaftsbezogene Dienste

Experimente in Betrieben und Wohnwagen

Buch ist missionarischen Bemühungen in der DDR gewidmet


Seit einigen Jahren hat Mission im eigenen Land einen neuen Stellenwert auf der Tagesordnung Evangelischer Kirchen in Deutschland. Das Erschrecken über schwindende Mitgliederzahlen nicht nur im Osten, sondern auch im Westen Deutschlands lässt nach scheinbar neuen Wegen suchen. Doch Mission hat eine lange Geschichte in Deutschland. Daran erinnern Eckhard Schülzgen und Gerhard Linn in einem jetzt erschienenen Buch. Titel: »Ihr sollt meine Zeugen sein: Geht hin«.

In der DDR versuchten Gossner Mission und Evangelische Kirche, auf die missionarischen Herausforderungen zu antworten. Nach dem Krieg gab es Landschaften ohne kirchliche Präsenz, in denen traumatisierte Menschen ihr Überleben organisieren mussten; wenige Jahre später stand der Aufbau neuer Arbeits- und Wohnstätten an, aus denen Religion ferngehalten werden sollte. Aber auch in »normaleren« Lebenssituationen wurden Wege gesucht, wie Gemeinden durch ein neues Selbstverständnis von kirchlichem Handeln missionarisch wirken konnten.

Einer der Herausgeber des Buches ist Eckhard Schülzgen. Sein erster Kontakt zur Goss-

ner Mission entstand 1956: Damals nahm er als Student an der Wohnwagen-Arbeit in der Niederlausitz teil. Später gehörte er zu den jungen Theologen in Berlin, die nach dem Examen einen besonderen Weg in die Arbeitswelt gingen: Mit einer kleinen Gruppe brach er nach Schwarze Pumpe unweit Cottbus auf, einem industriellen Schwerpunkt der DDR, der sich damals im Aufbau befand. Missionarische Experimente, mit denen versucht wurde, auf die neuen Herausforderungen durch Industrialisierung, Säkularisierung und Sozialismus in der DDR zu reagieren, gehörten auch später zur Arbeit der Gossner Mission Ost. Arbeits-

Arbeit waren auch die Team-pfarrämter, »Pastorenarbeitslager«, Kellergottesdienste usw. Der Schwerpunkt aber lag nicht auf der theoretischen Diskussion, sondern immer auf der konkreten Erfahrung mit Menschen.

 Gerhard Linn/ Eckhard Schülzgen (Hrsg.): Ihr sollt meine Zeugen sein: Geht hin. Missionarische Bemühungen in der Evangelischen Kirche in Berlin-Brandenburg/Region Ost in der Zeit von 1948 bis 1978. Lembeck-Verlag, ISBN 3-7876-463-X. Preis: 18 Euro.

Indien

Adivasi wehren sich gegen Assimilierungsdruck

Eine Versammlung mehrerer hundert Vertreter der indischen Ureinwohner (Adivasi) hat mit einer Deklaration den Entwurf nationaler Leitlinien zur Stellung der Ureinwohner abgelehnt. Die Adivasi kritisieren, dass die Leitlinien eine Anpassung der indigenen Bevölkerungsgruppen an die (hinduistische) Mainstream-Kultur vorsehen und ein veraltetes, mit Vorurteilen belastetes Bild der »primitiven« Adivasi zeigen. Außerdem ignoriere der Entwurf die Rechte der Adivasi auf Landbesitz und die Bedrohung ihres Landes aus wirtschaftlichen Interessen. Der zuständige Minister hat zugesagt, die Einwände bei der endgültigen Formulierung der »National Policy on Tribals« zu berücksichtigen. (Frontline, 23.10.-05.11.)

Anschlagserie: Mehr als 70 Menschen starben

Bei einer Serie von 20 Anschlägen in den nordostindischen Bundesstaaten Nagaland und Assam haben Rebellen bis zu 75 Menschen getötet und etwa 200 verletzt. Für die Anschläge sollen die Separatisten der United Liberation Front of Asom (ULFA) und der National Democratic Front of Bodoland (NDFB) verantwortlich sein. Die Anschlagserie war offensichtlich zwischen den beiden Organisationen abgesprochen worden. Etwa 36 Opfer starben am 2. Oktober, dem Geburtstag

Mahatma Gandhis, durch zwei Bombenanschläge in der Stadt Dimapur in Nagaland. Am gleichen Tag schossen bei sechs Anschlägen Angehörige des Bodo Stammes im westlichen Teil Assams auf Zivilisten und töteten dabei mindestens 20 Menschen. Die Rebellen verübten später noch weitere Anschläge in Westassam. Die Rebellenorganisation NDFB kämpft für einen eigenständigen Staat der Bodos. Es wird befürchtet, dass NDFB und ULFA ihre Aktionen auf andere Gebiete ausweiten. (Outlook, 18.10.)

Nepal

Plan will bhutanische Flüchtlinge ansiedeln

Rund 100.000 bhutanische Flüchtlinge, die vor 14 Jahren nach Nepal kamen und seitdem in Flüchtlingslagern leben, sollen nach dem Willen internationaler Geber vor allem in Nepal angesiedelt werden. Die neue Initiative zur Lösung der Flüchtlingsproblematik wurde ohne wesentliche Einbeziehung der nepalischen Regierung und der Flüchtlinge entwickelt und stößt auf deren Opposition. Nach Aussagen des bhutanischen Menschenrechtlers Teknath Rijal möchten die Flüchtlinge in ihr Heimatland zurückkehren. Der internationale Plan sieht neben der Ansiedlung der Flüchtlingsmehrheit in Nepal die Rückkehr von ausgewählten Flüchtlingen nach Bhutan und auch die Ansiedlung in Drittländern vor. (Nepali Times, 29.10.-04.11.)

Sambia

Bessere Hilfe für Schwangere gefordert

Die sambische Nichtregierungsorganisation »Women for Change« fordert mehr Mittel für die Gesundheitsversorgung von Frauen. Laut Statistik sterben in Sambia bei 100.000 Geburten 729 Mütter – mehr als in den Nachbarländern. Besonders kritisch ist die Situation für Schwangere in ländlichen Gebieten, wo die Wege zur nächsten Gesundheitsstation oft lang und die Kliniken schlecht ausgestattet sind. (IRIN, 22.10.)

Analphabetentum breitet sich aus

In einer neuen Studie kritisiert die Nichtregierungsorganisation Oxfam die negativen Auswirkungen von Auflagen des Internationalen Währungsfonds (IWF) auf die Bildung in Sambia. Die sambische Regierung müsse die Staatsausgaben senken, das aber untergrabe ihre Bemühungen, die Bildung in Sambia zu verbessern. So können 12.000 ausgebildete Lehrer aufgrund der Haushaltsdisziplin nicht eingestellt werden. Dabei ist in ländlichen Gebieten der Analphabetismus auf dem Vormarsch: Hier können 40 Prozent der Frauen nicht lesen und schreiben. (IRIN, 20.10.)

News im Internet:
www.gossner-mission.de/news.html
 Text: Henrik Weinhold

Personen

Dr. Paul Singh feierlich verabschiedet

Wer ihn kennt, der beschreibt ihn als »sehr bescheidenen und liebenswürdigen Menschen«: Dr. Paul Singh hat sich große Verdienste um die Gossner Kirche und die Gossner Mission erworben – und ist trotzdem immer bescheiden, hilfsbereit und zuvorkommend geblieben. Nun wurde der 75-Jährige, der in seinem hohen Alter trotz Krankheit noch immer das Human Resources Development Center (HRDC) in Ranchi leitete, feierlich verabschiedet. Dr. Singh kann auf eine aufregende Lebensgeschichte zurückblicken: Geboren als Hindu besuchte er eine christliche Schule, ließ sich taufen und wurde von seiner Familie verstoßen. In der Gossner Kirche aber galt er



schon bald als junger Hoffnungsträger, so wurde er zum Studium der Theologie und Philosophie nach West-Berlin geschickt. Über Jahrzehnte war er Direktor der Missionsabteilung der Gossner Kirche, die er später in das HRDC umwandelte, und entwickelte das so genannte

»Fünf-Punkte-Programm«. Er war Kirchenpräsident in der kritischen Zeit von 1976 und galt immer als wichtiger Gesprächspartner und Ratgeber, wenn es in der Gossner Kirche um neue Weichenstellungen oder die Entwicklung von Zukunftsvisionen ging. Dr. Singhs Nachfolge tritt Reverend Anjor Kullu an.

Bischof Hansda macht Antrittsbesuch

Anfang der 70er Jahre kam er als junger Theologe zum ersten Mal nach Deutschland, in diesem Herbst nun stattete er der Gossner Mission seinen ersten Besuch als frisch gewählter Moderator der Gossner Kirche ab: Bischof Hemant Hansda. Dabei nutzte er die Gelegenheit, dem Kuratorium in Berlin nicht nur Grüße aus Indien zu übermitteln, sondern ihm auch Entwicklung und aktuelle Situation der Gossner Kirche zu schildern. Bischof Hansda hatte seine Laufbahn als Pastor im Missionsdienst begonnen, 1992 wurde er Missionssuperintendent in Chaibasa und 2001

zum Bischof der Südost-Diözese gewählt. Nach dem Tod des Moderators Bischof Belas Lakra im Januar diesen Jahres trat der 59-jährige Hansda im Frühjahr in dessen Fußstapfen. Er wurde nun vom früheren Moderator Bischof Christ Saban Royan Topno offiziell ins Amt eingeführt – un-



ter Mitwirkung einer Delegation der Gossner Mission, zu der Direktor Tobias Treseler, Kurator Wolf-Dieter Schmelter, Generalsuperintendent Hans-Ulrich Schulz und Asienreferent Bernd Krause gehörten.

Tipps und Termine

Bausteine für den Konfirmandenunterricht

Viele junge Leute können heute mit dem Wort Mission nichts mehr anfangen. Diesem Trend will die Gossner Mission bewusst begegnen. Sie hat mit der Unterstützung von Kurator und Pfarrer Jörg-Stefan Tiessen ein Konfirmandenprojekt ins Leben gerufen. Ein ganzes Wochenende lang widmeten sich Konfirmanden in Lage/Lippe dem ungewohnten Thema. Daraus entstand eine Konzeptmappe, die Inhalt und Hintergrund beleuchtet und gleichzeitig Anregungen für den Konfirmandenunterricht in anderen Gemeinden gibt. Die einzelnen Bausteine des Wochenendes – von Sari-Wickeln

bis Bibelinterpretation – sind detailliert festgehalten: zum Nachahmen empfohlen. So ist die Konzeptmappe gedacht als Einladung an interessierte Kirchengemeinden, das Thema Mission im Konfirmandenunterricht aufzugreifen, indem sie entweder alle oder einzelne Bausteine umsetzen.

i Die Konzeptmappe und weitere Infos gibt's im Öffentlichkeitsreferat: Tel. 030/24344 5753 oder: klimmt.gossner@web.de

Armut in Sambia ist Tagungsthema

In der Tradition der Soli-Konferenzen der Gossner-Mission findet im kommenden Jahr eine Sambia-Tagung statt. Ihr Ziel ist es, einzelne Akteure, die sich mit Sambia beschäftigen, zu vernetzen und das Land und seine Themen stärker in die bundesdeutsche Öffentlichkeit zu tragen. Nicht zuletzt ist die Auseinandersetzung mit dem Thema der Tagung von besonderer Bedeutung: »Blickpunkt Sambia. Wie nehmen wir an den Zielen einer nachhaltigen Armutsbekämpfung teil?« Die Frage lädt dazu ein, Aktivitäten vorzustellen, Diskussionen anzuregen, zukünftige Wege des Engagements zu bestimmen und zu koordinieren. Neben der Gossner Mission werden auch andere Einrichtungen und Initiativen ihre Sambia-Arbeit vorstellen: etwa Brot für die Welt, Kindernothilfe, Misereor, das Bistum Limburg etc.

i Die Tagung findet am 11./12. Februar 2005 in Dortmund statt. Infos und Anmeldung: Tel. 030/24344 5760 oder: mail@gossner-mission.de

Projekte und Wasserfälle: Faszinierende Reise geplant

Im Frühjahr 2005 bietet die Gossner Mission Menschen, die an unserer Arbeit in Sambia interessiert sind, eine rund 15-tägige Studien- und Begegnungsfahrt an. Wir besuchen zwei Projekte, das Naluyanda Integrated Project, 30 Kilometer nordöstlich von Lusaka, und das Kaluli Development Project im Gwembetal. Darüber hinaus werden wir in Lusaka mit verschiedenen Kirchengemeinden und Mitgliedern der United Church of Zambia (UCZ) zusammentreffen, und schließlich sollen auch die Schönheiten der sambischen Tier- und Pflanzenwelt nicht zu kurz kommen. So werden wir auch die mächtigen Victoriafälle und einen Tierpark besuchen. Geplant ist eine Gruppe von ca. 8 bis 10 Personen.

i Reisezeitraum ist Februar/März 2005. Kosten: rund 1500 Euro. Anfragen: Tel. 030/24344 5760.

Jahresprojekt: Hoffnung für die Ausgegrenzten

Vor wenigen Wochen ist in Berlin die internationale Konferenz zu Ende gegangen, auf der sich »Community Organiser« aus vier Kontinenten trafen. Diese Gemeinwesenarbeiter berichte-

ten eindrücklich vom Kampf gegen Unterdrückung und Ausgrenzung in ihrer Heimat, von der Suche nach Gerechtigkeit und Selbstbestimmung. Und alle waren sich einig: Nur gemeinsam kann man Veränderungen erreichen. Weil viele Gemeinschaften für ihre Arbeit aber finanzielle Unterstützung brauchen, wollen wir mit unserem Projektauftrag 2004/2005 solche Gemeinschaften verstärkt fördern. Motto: »Gemeinschaft, die trägt: Hoffnung für die Ausgegrenzten.« Beispielhaft stellen wir im Projekt-Faltblatt Initiativen aus Indien und Nepal, Sambia und Russland vor, die von der Gossner Mission begleitet werden.

Wenn auch Sie jetzt zu Hause vorweihnachtliche Basare, Adventsfeiern oder Andachten planen, so legen wir Ihnen unser Jahresprojekt ganz besonders ans Herz.



i Gerne schicken wir Ihnen kostenlos eine größere Anzahl von Projekt-Faltblättern für Ihre Veranstaltungen zu. Rufen Sie einfach an oder schicken Sie uns eine E-mail:
Tel. 030/24344 5750 oder mail@gossner-mission.de

Gossner Mission in der DDR: Jubiläum naht

2005 wird der 50. Jahrestag der Gründung der Gossner Mission in der DDR begangen. Aus diesem Anlass findet vom 6. bis 8. Januar in Berlin-Schöneeweide eine Veranstaltung statt, zu der ehemalige Mitarbeiter, Weggefährten und Freunde der Gossner Mission eingeladen sind. An drei Tagen soll Zeit sein, Erinnerungen auszutauschen und Erfahrungen zu befragen. Das Programm beginnt mit dem Epiphanius-Gottesdienst in der Berliner Marienkirche am Donnerstagabend. Zum Jubiläum ist auch ein Sonderdruck der Zeitzeugen-Interviews geplant, die zu dem Thema in den letzten sechs Ausgaben der Gossner-Information erschienen sind.

i Infos und Anmeldeformulare:
Tel. 030/ 24344 5750.

Gottesdienst-Material zum Tag der Menschenrechte

»Versöhnung ohne Strafe?«, ist der Titel des Materialheftes, das zum Tag der Menschenrechte am 10. Dezem-

ber erschienen ist. Ruanda, Namibia und Südafrika stehen im Mittelpunkt. Zehn Jahre Völkermord in Ruanda, zehn Jahre Ende der Apartheid in Südafrika, 100 Jahre Niederschlagung des Aufstandes der Herero durch deutsche Kolonialtruppen in Namibia: Wie gehen diese Länder mit Menschenrechtsverletzungen um? Wie kann man den Opfern Genugtuung verschaffen? Neben Artikeln zum Thema sind ein Liturgieentwurf für einen Gottesdienst, eine Bibelmeditation, Lieder und eine Materialliste enthalten.

i Bestellungen an:
Kirchenamt der EKD;
Tel. 0511/ 2796 427;
Fax: 0511/2796 717
oder E-mail:
menschenrechte@ekd.de

Buch erzählt von Flucht und Fremdheit

»Du hast nie im Leben mehr als deine Heimat«: So beschreibt ein Flüchtling aus Westafrika seine innere Zerrissenheit und seine Versuche, in Deutschland zurecht zu kommen. Seine Erzählung ist eine von 19, die in dem Buch »FlüchtlingsLeben« zusammengestellt sind und einen guten Eindruck geben von Flucht und fernen Ländern, von Verfolgung und Leben in der Fremde. Ergänzt werden die Berichte der Flüchtlinge, die alle in der Stadt Gera ein neues Zuhause gefunden haben, durch eindrucksvolle Fotos und zahlreiche Sachinformationen.



i FlüchtlingsLeben, von Loeper Literaturverlag, ISBN 3-86059-457-5, 18 Euro.

Impressum

Die Zeitschrift »Gossner Mission Information« erscheint viermal pro Jahr.

Redaktion:

Jutta Klimmt

Layout:

Jutta Klimmt, Henrik Weinhold

Satz:

Henrik Weinhold
www.webundprint.com

Gesamtherstellung:

Digital Media Production, 12435 Berlin

Herausgeber:

Gossner Mission
Georgenkirchstr. 69-70
10249 Berlin

Tel.: (0 30) 2 43 44 57 50

Fax: (0 30) 2 43 44 57 52

e-mail: mail@gossner-mission.de

Internet: www.gossner-mission.de

Bankverbindung:

EDG Kiel (Filiale Berlin)
BLZ 100 602 37
Konto 139 300

Fotos:

Georgia und Helmut Friedrich (Seite 11),
Dieter Hecker (4-5, 6-7, 29),
Jutta Klimmt (1, 8-9, 12, 13, 15, 22-24),
Jörg Ratzmann (18-19),
Dr. Klaus Roeber (25),
Udo Thorn (16-17),
Henrik Weinhold (32),
Archiv der Gossner Mission

A 4990 F
Gossner Mission
Georgenkirchstr. 69-70
10249 Berlin

Projekt

**Bethlehem wiederholt sich tagtäglich:
Die Kinder der vertriebenen Adivasi
brauchen Ihre Hilfe!**

Nicht mehr lange, dann steht die Adventszeit wieder vor der Tür, dann warten wir alle auf das Fest der Ankunft des Herrn. Und wir denken an das Kind, das zart und hilflos in einer Krippe liegt, abseits der großen Stadt, mit seinen Eltern ausgestoßen und an den Rand verbannt.

Die Geschichte von Bethlehem, von der Geburt eines Kindes als Fremdling im eigenen Land, als Obdachloser, diese Geschichte wiederholt sich unter den Ureinwohnern Indiens, den Adivasi, tagtäglich.

Millionen Adivasi-Bauern werden seit Jahrhunderten von ihrem Land vertrieben und so um die Grundlagen ihrer Existenz gebracht. Viele enden in Lohnsklaverei oder als Tagelöhner in den Slums der Städte.

In Verbund mit dem CVJM bemüht sich die indische Gossner Kirche darum, diese Vertreibungen zu verhindern und Lebensmöglichkeiten in den Dörfern zu erhalten, indem sie etwa den Bauern zeigt, wie sie auf kleineren Feldern durch nachhaltige Landschaft gute Resultate erzielen können. Für die bereits Vertriebenen aber gibt es Programme, um Ansiedlungen und neue Erwerbsmöglichkeiten in den Städten zu schaffen. Mit deren Hilfe haben sich zahlreiche Adivasi schon eine neue Grundlage erarbeiten können: Sie haben Rikschafahrer-Genossenschaften gegründet, kleine Imbissstände oder Näh-Studios aufgemacht.

Die Gossner Mission unterstützt diese Programme mit 20.000 Euro. Helfen auch Sie mit. Damit die Eltern Arbeit und neuen Mut und die Kinder wieder eine Heimat finden.

Spendenkonto:

Gossner Mission
EDG Kiel (Filiale Berlin), BLZ 100 602 37,
Konto 139 300

Kennwort: Heimat für Kinder

